

# Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften

zu München.

---

Jahrgang 1863. Band II.

---

München.

Druck von F. Straub (Wittelsbacherplatz 3).

1863.

In Commission bei G. Franz.

53 G

2000

1333, 2

Erde geschaffen, wenn er seine Fortdauer sichern will, die Erde in der rechten Weise pflegen muss, welche ihm die wichtigsten Elemente seines Leibes geliefert hat, und dass die Verletzung dieses grossen Gesetzes, in der mannigfaltigsten Weise, sich an seinen Kindern und Nachkommen rächt, bis ins tausendste Glied.

---

Nekrologe auf Döderlein und Jacob Grimm vom Secretär  
der philos.-philol. Classe Herrn M. J. Müller:

Ludwig Döderlein.

Durch den Tod unseres auswärtigen Mitgliedes Ludwig Döderlein hat nicht allein diese gelehrte Körperschaft, sondern das ganze Vaterland und alles, was in ihm für Schule und Wissenschaft Theilnahme fühlt, einen herben Verlust erlitten. In die Laufbahn eintretend am Anfang dieses Jahrhunderts, der glänzenden Epoche des Aufschwunges der klassischen Studien in Deutschland, genoss Döderlein den Unterricht der ausgezeichneten Geister, welche dieses Feld mit ihren unsterblichen Arbeiten schmückten: eines F. A. Wolf, Böckh, Voss, Creuzer und unsers unvergesslichen Thiersch, dessen ältester Schüler er sich zu sein rühmte. Bald fand er in gelehrten Schulen der Schweiz und Bayerns den gewünschten Spielraum für seine Thätigkeit, die in doppelter Richtung, in der rein gelehrten und der praktischen, fruchtbar und gediegen sich ausbreitete. Seine kritischen und exegetischen Bemühungen um Sophokles, Homer, Tacitus und Horaz haben ihm den Beifall aller Forscher gewonnen; mit ausserordentlichem Scharfsinn und Glück entwickelte er die schweren Aufgaben der lateinischen Synonymik und Etymologie, und seine Uebersetzungen sind Muster von Treue, Verständniss und Geschmack. Neben

den eigentlich literarischen Beschäftigungen war ihm das Schulamt eine heilige Pflicht: und wie er als Lehrer sowohl im Gymnasium, als an der Universität und dem philologischen Seminar sich praktisch als Meister durch die Entwicklung und Durchdringung des Lehrstoffes, sowie durch die zündende und gewaltige Wirkung vermöge seiner Persönlichkeit auf seine Schüler und Zuhörer sich bewährte, so gab er auch sich selbst und der Welt eine treffende und überzeugende Rechenschaft über die Probleme der Didaktik und Pädagogik, wovon die berühmten Schulreden eine glänzende Probe ablegen. Neben unserm Thiersch hat Bayern in ihm seinen grössten Schulmann gehabt. Der Strahl des Genius, der sich ihm an den Mustern der Alten offenbarte, traf in ihm ein empfängliches Gemüth, und befähigte ihn, die grossen ebenbürtigen Erscheinungen der Mitwelt treu aufzufassen und zu würdigen, wie er diess besonders in seiner Rede über Schiller mit allgemeiner Anerkennung erprobt hat. Das grösste Lob, das von einem Philologen gesagt werden kann, gebührt ihm wie wenigen, dass das Gefühl für Schönheit, das Resultat der hellenischen Bildung, sein Herz durchdrungen und durchgeistet hat.

---

#### Jacob Grimm.

Wenn die Summe des Lebens eines Mannes wie Jacob Grimm gezogen werden soll, der nicht nur einmal schöpferisch in die Entwicklung der Wissenschaften eingriff, sondern während einer langen, nur wenigen Sterblichen gegönnten Reihe von Jahren mit ungebeugter Jugendkraft immer neue Thaten seines Geistes dem erstaunten Europa vorlegte, immer neue Gebiete des Forschens mit ebensoviel Originalität als innerer Tüchtigkeit eröffnete, so dürfte die Aufgabe würdig nur von einem speciellen Fachmann und nur von einem ebenbürtigen gelöst werden. Da aber die Früchte

seines Strebens sich auch auf andere, näher oder entfernter liegende Felder erstreckte, und von seinem mächtigen Genius auch ausserhalb der germanischen Forschungen sich bewegend Gelehrte sich tief erregt und gefördert fühlen, so möge es einem solchen erlaubt sein, vor der hohen Versammlung nicht ein volles Bild der Wirksamkeit des Verstorbenen zu entrollen, sondern bloss in Kürze einen Theil seiner Verdienste zu charakterisiren, und den Tribut des Dankes und der Bewunderung zu begründen, den jeder ihm zollt, der nur in irgend einer Beziehung zu den Problemen der Sprachwissenschaft steht.

Vor Grimm kannte man kaum eine deutsche Grammatik. So schätzbare Arbeiten auch die frühern Jahrhunderte und das unmittelbar vorhergehende hervorgebracht hatten, so fehlte doch das Zusammenfassen der einzelnen Dialekte zu einem zusammenhängenden Ganzen, und der belebende Hauch, der sie rationell und organisch mit einander in Verbindung brachte. Jacob Grimm unternahm zuerst dieses Werk: er ordnete alle germanischen Dialekte vom Gothischen angefangen bis auf die neuesten Bildungen nach allen historischen Modificationen und Verschiedenheiten, welche die ursprüngliche germanische Einheit bei den später auseinander gehenden Stämmen und Unterabtheilungen von Stämmen erfuhr. Die umfassende historische Betrachtung führte ihn auf bestimmte Gesetze, die das Leben der germanischen Sprache regeln, und die nach den Bedingungen einer natürlichen Metamorphose eben so gültig auf die verwandten indogermanischen Sprachen sich erstrecken. Um eben diese Zeit wurde auch die Kenntniss des Sanscrits, der ältesten Form dieser Sprachfamilie, in die Domäne der exacten Forschung eingeführt, und die wahre Sprachwissenschaft, dieser Glanzpunkt der modernen geistigen Bewegung, war gegründet. Der Gedanke, dass die Sprache, in ihrer Hervorbringung und Fortbildung durch den mensch-

lichen Geist, ein organisches sich nach immanenten Gesetzen wie jede andere Naturerscheinung, entwickelndes Wesen sei, wirkt fruchtbar nicht bloss auf die Betrachtung dieses speciellen Objectes, sondern goss auch ein helles und frisch die Geister anregendes Licht auf die Geschichte verwandter Potenzen des menschlichen Lebens, Glaube, Sitte, Recht, Staat und Literatur. Die wahre Wissenschaft beginnt erst bei der Erkenntniss der Nothwendigkeit: wo bloss Willkür und Zufälligkeit in den Erscheinungen gesehen wird, mag bloss Gelehrsamkeit ihre Stelle haben; sie wird aber nie zur Wissenschaftlichkeit sich erheben. Aus dieser untergeordneten Stufe trug Grimm die Sprachforschung empor in den Aether der Wissenschaft und stellte sie ebenbürtig in den Rang der exacten Naturforschung. So sehr diese Leistung sowohl durch den nie fehlenden Scharfsinn und die eminenteste Beobachtungsgabe, als durch Bewältigung eines, so zu sagen, unendlichen Stoffes unsern Helden auf die erste Linie aller Philologen allein schon gestellt hätte, so war doch sein Genius zu fruchtbar, um mit dieser Sparte, in der er unumschränkt herrschte, sich zu begnügen.

Er wandte sich nach den andern Gestaltungsformen des deutschen Geistes, und wo sein Zauberstab anschlug, da erhob sich eine Fülle neuer Wahrnehmungen und früher kaum geahnter Lebenserscheinungen. In seinen deutschen Rechtsalterthümern und Weisthümern erschloss er dem deutschen Volke die Einsicht in die urtüchtige lebendige und originale Schöpfung und Fortbildung der Formen, unter denen sich das Rechts- und Staatsleben regelte. Aus den süßen Ammenmärchen und Volkssagen, an denen frühere Forscher mit gerümpfter Nase vorbeigiengen, in Verbindung mit der geringen Zahl directer Nachrichten, die uns alte Aufzeichnungen zurückgelassen haben und durch Vergleichung des altnordischen Götterglaubens, der uns in reichen literarischen Quellen erhalten ist, entwickelte er die alte deutsche

Mythologie in einem, das Erstaunen hervorrufenden Reichtum und mit einer Fülle von poetischen Anschauungen und tiefsinnigen Gedanken, die sich mancher andern vielgepriesenen an die Seite stellen darf. — Es würde uns zu weit führen, wenn wir seine Bestrebungen zur Aufhellung einer Menge von Objekten der Literatur, wie der Thierfabel, und zur Entwicklung von Sprachformen und Sprachgesetzen, in einer zahllosen Menge von Abhandlungen niedergelegt, aufzählen wollten. Wir begnügen uns, nur noch zwei herrliche Denkmale seines Geistes anzuführen, die Geschichte der deutschen Sprache und das deutsche Wörterbuch. Wie er am Anfang seiner Laufbahn mit seinem trefflichen Bruder Wilhelm gemeinschaftlich Früchte literarischer Arbeit erscheinen liess, so war auch das letztgenannte Werk ein Resultat der Bemühungen beider Brüder. Dieses im wahren Sinn zu nennende grosse National-Werk hat den einen der beiden Forscher zwar schon vor einigen Jahren verloren, und nun ist auch noch der ältere Bruder von demselben geschieden, ohne es zur Vollendung geführt zu haben; doch dürfen wir hoffen, dass, da die Vorarbeiten grossentheils beendigt sind und der Meister eine tüchtige Kraft zur Fortsetzung auserwählt hat, die Nation bald im Besitze dieses einzigen Denkmals umfassender und genauer, den Namen Grimm ehrenden Durchforschungen unseres Sprachschatzes sich sehen wird.

Jacob Grimm war ausser der hohen geistigen Befähigung ein vollendeter Ehrenmann. Wie der germanische Charakter in der Geschichte der Völker ihm vorzugsweise getragen schien von einem tiefen ethischen Zuge, so entwickelte er auch alle Tugenden, die aus diesem Elemente entspringen, in seiner Person; den politischen Muth, den er aus ihm schöpfte, hat er vor der Nation bethätigt, die ihn ewig als einen der Sieben von Göttingen ehren wird.

---

Nekrologe auf Despretz und Mitscherlich  
vom Secretär der math.-phys. Classe  
Herrn von Martius.

Cäsar Mansuet Despretz, geboren am 13. Mai 1792 zu Lessines im Hennegau, kam noch jung, nur auf sich selbst angewiesen, nach Paris, um Physik und Chemie zu studieren. Sein Lehrer, Gay Lussac, ward und blieb für's Leben sein Freund und Gönner. Er ward Repetitor bei dessen Vorlesungen über Chemie in der Ecole polytechnique, dann Lehrer am Lyceum zu Brügge, Professor der Physik am College Henri IV. und seit 1837 an der Sorbonne (Faculté des Sciences), seit 1841 Mitglied des Instituts von Frankreich (Académie des Sciences), und seit 1859 gehörte er unserer Akademie an. Am 15. März d. J. ist er zu Paris gestorben.

Seine ersten Arbeiten v. J. 1818 hatten die Beziehungen zwischen den latenten Wärme- und den Dichtigkeitsverhältnissen der Dämpfe zum Gegenstande.

Gleich vielen seiner Fachgenossen, die an den grossen, stark besuchten Lehranstalten Frankreichs wirken, war er veranlasst, seiner amtlichen Stellung durch Bearbeitung von elementären Lehrbüchern der Physik und Chemie Rechnung zu tragen (*Traité élémentaire de physique*, 1825; *Elements de Chimie*, 1828—30, 2 Voll.). Aber seiner Begabung und ganzen Geistesrichtung gemäss verfolgte er lieber das Einzelne; und so hat er fast 40 Jahre lang in einigen Gebieten der Physik mit Erfolg gearbeitet. Zumal die Wärme, die Dichtigkeitsverhältnisse der Flüssigkeiten und Gase und die Wirkungen der elektrischen Säule waren Gegenstand seiner, stets mit Gewissenhaftigkeit und Ausdauer geführten Forschungen. Er begann (1824) mit einer Untersuchung über die Ursachen der thierischen Wärme, welche von der Pariser Akademie gekrönt wurde. Ebenso wie (etwas spä-

ter) Dulong, war er zu dem Schlusse gekommen, dass die seit Lavoisier geltende Vorstellung vom Athmungsprocesse, als einer Verbrennung und als der einzigen Quelle der freiwerdenden Wärme zu beschränken, dass also noch eine andere Wärmequelle anzunehmen sei, welche, neben dem eingeathmeten Sauerstoff, die Temperatur des thierischen Organismus erhalte. Die Versuche, welche dieser Behauptung zu Grunde lagen, hat auch die spätere Forschung als vollkommen richtig anerkannt, nicht so aber das aus ihnen abgeleitete Resultat, welches deshalb hinter der Wahrheit zurückblieb, weil die Wärmemenge, welche durch die Verbindung des eingeathmeten Sauerstoffs mit Kohlenstoff zu Kohlensäure und mit Wasserstoff zu Wasser erzeugt wird, nicht richtig berechnet war. Wenn daher die neueren Forschungen über den Chemismus der Respiration das Wesen dieses wichtigen organischen Vorgangs, vermöge der wissenschaftlich festgestellten Unterscheidung der Nahrungsmittel in verbrennende, Wärme erzeugende, und in ernährende, Kraft erzeugende Stoffe, uns die Lehre von Wärmeerzeugung, Stoffwechsel und Ernährung des thierischen Organismus in einem ganz andern Lichte erscheinen lassen, so bleibt doch Despretz das Verdienst, durch die gewissenhafte inductive Methode seiner Untersuchung die spätern Erfolge der Wissenschaft vorbereitet, ja selbst durch seine Versuche die Richtigkeit des nun festgestellten Axioms bestätigt zu haben, dass die vom thierischen Organismus erzeugte Wärme vollkommen dem im Athmungsprocesse verbrannten Sauerstoffe entspreche.

Unbestritten und theilweise noch unerweitert stehen seine Arbeiten über die Dichtigkeitsverhältnisse der Gase und liquider Flüssigkeiten da. Er berichtigte die Vorstellungen, welche seit Boyle und Mariotte über die Volumveränderungen der Gase unter verschiedenem Drucke galten, indem er die ungleiche Compressibilität derselben nachwies.



Er zeigte, dass die Zusammendrückbarkeit der Flüssigkeiten abnimmt, in dem Verhältniss, als der Druck zunimmt; er stellte die Dichtigkeitsnormen des reinen Wassers und gewisser Salzlösungen je nach den Temperaturen fest; er erforschte die specifische Wärme und Leitungsfähigkeit von Metallen und die in ihnen mittelst hoher Wärmegrade hervorgebrachten Veränderungen; er erkannte auf dem Versuchswege die einfachen Gesetze, nach welchen liquide Flüssigkeiten die Wärme leiten; er erforschte die Veränderungen, welche die Metalle unter der vereinten Wirkung der Wärme und des Ammoniak-Gases erleiden.

Seit 1848 beschäftigte er sich viel mit den Wirkungen mächtiger elektrischer Ströme, durch die es ihm gelang, auch Kohle zu verflüchtigen. Er vereinigte zu solchen Versuchen die drei mächtigsten Quellen der Wärme: das im Brennpunkt einer Linse concentrirte Sonnenlicht, die Combustion von Oxygen- und Hydrogen-Gas und die voltaische Säule. Grosses Aufsehen haben namentlich jene Versuche gemacht, welche die künstliche Hervorbringung von Diamanten in Aussicht zu stellen schienen. Er erzeugte mittelst kräftiger und lange fort thätiger elektrischer Batterien an den Enden der Platindrähte, die auf reine Kohle geleitet waren, mikroskopische schwarze Oktaëder, die gleich Diamantstaub den Rubin polirten.

Erfolge gleich den angeführten sichern unserm Collegen Geltung in der Geschichte der Wissenschaften, denn diese verzeichnet nicht bloss die Männer fundamentaler, Epochen einführender und abschliessender Gedanken, nicht bloss den visionären Genius, der gleichsam ein Träger des Weltgeistes, in sich ein allgemeines Wissen verkörpert. Sie erinnert auch an die minder prophetische Wirksamkeit des treuen Einzelforschers, dessen Kraft im Charakter ruht, in der gewissenhaften, ausdauernden, harm- und neidlosen Betätigung des sich selbst beschränkenden Talentes.

Ein solcher Mann war Despretz. Anspruchslos, im gerechten Selbstgefühl bescheiden, schmucklos, einfach, dem Flitter abhold, wahr und derb in seiner Erscheinung, ein Mann pedantischer Ordnung und streng nach der Uhr. Er wich mit ungeduldiger Heftigkeit selbst der Huldigung zahlreicher Schüler aus, die dem lichtvollen, sorgfältigen Lehrer auf dem ersten physikalischen Lehrstuhle des Landes überall in Frankreich begegneten. Nur durch eifrige Jagdzüge unterbrach er die Einsamkeit seines frugalen Stillebens, oder er entfloh dem Treiben der Hauptstadt durch öftere Reisen in England und Deutschland, wo er sich bemühte, in der Landessprache zu verkehren. Eine so eigenthümlich und scharf ausgeprägte Persönlichkeit ist Despretz auch unter uns erschienen, die Säcularfeier unserer Akademie mitzufeiern. Seine Gutmüthigkeit, seine treuherzige Zutraulichkeit, seine Gerechtigkeit in Lob und Tadel musste den Eindruck zurücklassen, dass Etwas dem deutschen Geiste Verwandtes in dieser Individualität walte. Man mochte darin einen Grund finden, wesshalb der eigenartige Mann unter seinen Landsleuten zwar in seiner tapferen Tüchtigkeit anerkannt, doch auch oft ein Sonderling, — ein Einsiedler, — der Nimrod, wohl auch der Bär, genannt wurde.

---

Am 28. August dieses Jahres starb zu Berlin

Eilert Mitscherlich,

geheimer Medicinalrath, Professor der Chemie an der Universität, der Chemie und Physik an der Militär-Akademie, Mitglied der k. p. Akademie der Wissenschaften und vieler andern, seit 1832 auch der unseren.

Wer den kräftigen Ostfriesen in seinen mittleren Mannesjahren gesehen, da er als Forscher und Lehrer schon

auf der Höhe seiner Ehren stand, der durfte voraussetzen, diese markige, edle, imposante Gestalt werde weit hinaus über das gewöhnliche Maass der Sterblichen unter uns wandeln.

Mitscherlich war am 7. Januar 1794 zu Neurede bei Jever geboren, eines Predigers Sohn. Am Gymnasium dieser Stadt wirkte damals der hoch- und freisinnige Historiker Schlosser, der sich mit väterlicher Neigung seiner Bildung annahm und, nach Frankfurt a. M. übersiedelnd, ihn mit sich führte. Unter solchen Einwirkungen schien es, dass Geschichte und Philologie Mitscherlich's Lebensaufgabe werden sollten. In dieser Richtung studierte er von 1811 an zu Heidelberg und 1813 an der Ecole des langues orientales zu Paris, und unternahm 1814 zu Göttingen eine Geschichte der persischen Dynastie des Ghuriden, als deren Vorläufer er 1815 *Mirchondi historia Thaheridarum* im Druck ausgehen liess. Doch regte sich in ihm das Bedürfniss, der Natur näher zu treten, ihre Gestalten, ihre Kräfte kennen zu lernen und indem er ihm während der nächsten Jahre nachgab, widmete er sich zu Berlin naturhistorischen, zumal physikalischen und chemischen Studien mit solchem Erfolge, dass Berzelius bei persönlicher Begegnung im Jahre 1819 ihn nach Stockholm einlud. Hier empfing sein Geist aus der Untersuchung krystallinischer Hüttenprodukte, welche sich mit gewissen in der grossen Natur vorkommenden Mineralien (Olivin, Augit) vollkommen übereinstimmend erwiesen, den Anstoss zu Forschungen, die in der Lehre vom Isomorphismus einen glänzenden und weithin wirkenden Ausdruck gefunden haben. Man nennt isomorph, wenn chemische Stoffe bei analoger Zusammensetzung gleiche Krystallgestalt haben. Haüy, der Schöpfer der neuern Krystallographie, hatte sein Gebäude auf dem Satze errichtet, dass gleiche chemische Constitution gleiche Gestalt bedinge. Unser scharfsinniger Fuchs hatte zwar schon 1816 ausge-

sprochen, dass gleiche Krystallgestalt sich auch da geltend machen könne, wo gewisse Elemente durch andere, vicariirende, ersetzt sind, gleichsam als wenn die Gestalt den Stoff unterjoche und beherrsche. Auf diese Lehre von den „vicariirenden Bestandtheilen“ von Fuchs trat Mitscherlich 1822 mit seiner Lehre vom Isomorphismus hervor, welche er über die Grenzen der Mineralogie hinaus auf das ganze Gebiet der Chemie ausdehnte und für immer befestigte. Ein Schritt weiter führte ihn zu der andern, ebenfalls einflussreichen Lehre vom Dimorphismus, worunter man die höchst merkwürdige, ja noch wunderbarere Thatsache versteht, dass gewisse Stoffe in zwei verschiedenen Systemen krystallisiren.

Mitscherlich hat übrigens noch viele andere rühmliche Arbeiten hinterlassen, wodurch er in Physik und Chemie neue Ansichten eröffnet, auf neue Methoden hingewiesen hat. Obgleich ein dankbarer Schüler seines grossen Meisters Berzelius spiegelt er doch in seinen Werken einen weitaus verschiedenen Forschergang ab. Er ist ein Mann ernster Beobachtung und kettet in einer antik-klassischen Haltung, die die Frucht seiner frühern Studien war, Versuch an Versuch, um von einfacheren zu mehr und mehr verwickelten Problemen fortzuschreiten. So liess er seine Schüler auf der Leiter logisch verbundener Anschauungen zu den Höhen der Wissenschaft emporsteigen, um an Begriffen bereichert einen weiteren Horizont zu gewinnen und das Einzelne dem Allgemeinen unterzuordnen. Eine Schule hat er übrigens nicht gegründet. Er begann beim Concreten, in der Peripherie, und von ihr aus drang er nach dem Centrum. Wir erwähnen diesen Gang seines Geistes, weil hiemit im Wesentlichen die Stellung bezeichnet wird, welche er gegenüber der Naturphilosophie eingenommen hat, einer Philosophie, deren Wellenschläge in Deutschland noch nicht ausgeebnet waren, als er, der 25jährige Nachfolger des gründlich genauen Klaproth's, eine geistig erregbare eifrige Jugend durch

den Zauber kräftig maassvoller Rede und einer eindrucksvollen anschaulichen Methode um seinen Lehrstuhl bannte. Mitscherlich war ein entschiedener Widersacher der Naturphilosophie und wenn auch nur indirekt und passiv ihr entgegentretend, hat er doch in seinem Kreise zur Abschwächung des Einflusses jener geistigen Richtung mitgewirkt, welche allerdings gerade am wenigsten maassgeben darf in der Welt jener todten Elemente, die der menschliche Geist nur in ihrem Kampfe gegen einander mit Wage und Calcul beherrscht.

---

Nekrologe auf Böttiger, Voigt und Böhmer  
vom Sekretär der histor. Classe  
Herrn J. v. Döllinger.

Am 26. November 1862 starb Hofrath und Professor Karl Wilhelm Böttiger in Erlangen, korrespondirendes Mitglied unserer Akademie. Sohn des berühmten Archäologen, geboren 15. August 1790 in Bautzen, am Gymnasium zu Gotha gebildet, studierte Karl Wilhelm Böttiger seit 1808 Theologie in Leipzig und bestand selbst die theologische Prüfung, worauf er Anfang 1812 als Hofmeister in das Haus des sächsischen Gesandten Grafen Schönfeld nach Wien gieng. Während seines dreijährigen Aufenthaltes in der Kaiserstadt fasste er, angeregt durch den grossen Fürsten- und Diplomaten-Congress, der sich vor seinen Augen abwickelte, den Vorsatz, sich dem Studium der Geschichte zu widmen, wurde in Göttingen Heeren's Schüler, und trat 1817 in Leipzig als Privatdocent, bald nachher als ausserordentlicher Professor der Geschichte auf. Im Jahre 1821 gieng er, an Meusel's Stelle gerufen, nach Erlangen, wo er nun 41 Jahre als Professor der Geschichte wirkte.

Böttiger's erste, 1819 erschienene, bedeutendere Schrift  
[1863. II. 4.]

war eine Geschichte Heinrichs des Löwen, Herzogs der Sachsen und Bayern. Die Zerstückelung seines Vaterlandes, sagt er in der Vorrede, habe ihn der neuesten Zeit entfremdet und ihn in's Mittelalter getrieben. Bei der Wahl des Gegenstandes wirkte Hormayr's Aufmunterung mit. Eine Biographie dieses Fürsten musste zugleich eine Geschichte des nördlichen Deutschlands von 1139 bis 1195 werden. Das Buch ist jetzt durch spätere reifere Werke verdrängt, damals aber war es willkommen und erregte gute Erwartungen von des Verfassers weiteren Leistungen — Erwartungen, die doch später insofern nicht ganz erfüllt wurden, als der Verfasser sich von der quellengemässen Forschung und Darstellung wieder abwendete.

Zwölf Jahre nachher erschien ein Werk, das leicht das beste und dauerhafteste unter Böttiger's Hervorbringungen sein möchte: eine Geschichte Sachsens in 2 Bänden, als Bestandtheil der grossen Heeren-Ukert'schen Sammlung. Da Böttiger bereits Professor in Erlangen war, so meinte er: „die Vortheile des Ausländers mit denen des Inländers, Kenntniss der Sache und Freiheit der Darstellung zu vereinigen“. So werden wir bei jedem Rückblick in unsrer Gelehrten-Geschichte daran erinnert, wie viel sich doch binnen 30 Jahren in Deutschland geändert hat. Denn jetzt giebt es doch wohl für ein wissenschaftliches historisches Werk in ganz Deutschland keine Censurschranke mehr. Mit diesem Werke beschloss Böttiger seine auf Erforschung der Quellen gebauten historischen Darstellungen, und widmete von nun an seine Zeit einer andern, für einen weiten Leserkreis besser geeigneten Form schriftstellerischer Thätigkeit, nämlich der populären Geschichtsbehandlung. Der Erfolg bewies, dass Böttiger die Kunst verstand, das grosse Publikum unsrer Gebildeten zu befriedigen. Seine Weltgeschichte für Schule und Haus hat zwölf Auflagen erlebt; seine Geschichte des deutschen Volkes für Schule und Haus

und für Gebildete überhaupt in 2 Bänden hat es, glaub' ich, bis zu fünf Auflagen gebracht. Noch eine kleinere deutsche, eine bayerische, und eine Geschichte der Zeit von 1815—52 hat er geschrieben. Böttiger gefiel seinen Lesern durch lebendige, plastische, alle Eintönigkeit vermeidende Schreibart, durch die Fernehaltung alles gelehrten Apparats und durch sein sich stets innerhalb der Sphäre seiner Lesewelt haltendes Urtheil. Wenn seine „Geschichte des deutschen Volkes“ den jetzigen Anforderungen nicht mehr genügt, und grossentheils als bereits veraltet betrachtet wird, so liegt diess weniger an dem Verfasser, als an den grossen und glänzenden Fortschritten, welche die deutsche Geschichtsforschung gerade in den letzten Decennien gemacht hat. Böttiger's umfassendstes Werk ist seine „Weltgeschichte in Biographien“; 1839—1844 erschienen, reicht sie in 8 Bänden bis zum Grafen Armand, dem dann noch Kolokotronis und Rundschi Singh als die beiden letzten historischen Grössen folgen. Das Buch ist schon darum merkwürdig, weil es das einzige dieser Art bis jetzt ist. Durch einleitende Bemerkungen und eine Uebersicht vor jedem Bande hat der Verfasser die Lücken, welche die biographische Behandlung unvermeidlich mit sich führt, auszufüllen und einige Verbindung der oft von einem Pole zum entgegengesetzten springenden Lebensbilder herzustellen gesucht. Frische lebendige Darstellung bildet auch einen Vorzug dieses Werkes. Der Verfasser hat stets die gangbarsten Specialschriften benützt. Unstreitig empfiehlt sich die biographische Behandlung der Geschichte für den grösseren Theil der Menschen, für die Jugend, für das weibliche Geschlecht, welches nur an die Personen sich hält, nur für Personen und ihre Schicksale Interesse empfindet. Gewiss hat Böttiger's Werk daher manchem Gymnasiallehrer als willkommenes Hülfsbuch und Stoffsammlung bei seinem Geschichts-Unterricht gedient. Man möchte sich darum nur

wundern, dass es nicht grössere Verbreitung gefunden hat, denn die schon vor 20 Jahren erschienene Ausgabe ist meines Wissens die einzige geblieben.

Böttiger hatte noch am Beginn des Jahres 1862 das Jubiläum seiner Doctorpromotion gefeiert. Kraft und Muth zu literarischen Schöpfungen waren damals bereits von ihm gewichen, und er äusserte im Kreise seiner Amtsgenossen: sein Wirken gehöre bereits einer vergangenen Zeit an. Als er im Herbste vom Lande zurückkam, trug er den Keim der Krankheit in sich, welche ihn nach meist schmerzlosen Leiden in einem sanften Tode hinüberführte.

---

Einen schwereren Verlust hat die Wissenschaft und unsere Akademie durch den Tod Voigt's in Königsberg erlitten.

Johannes Voigt, geb. 1786 zu Bettenhausen in Sachsen-Meiningen, wo sein Vater Chirurg war, hatte seit 1806 zu Jena nach dem Willen seiner Aeltern Theologie studiert, als er sich nach vollendetem theologischen Cursus unter Luden's Einfluss der Geschichte und Philologie zuwandte. Im Jahre 1809 ward er Lehrer am Pädagogium in Halle, dann 1812 Privatdocent der Geschichte. Drei Jahre darauf erschien sein erstes Werk: „Hildebrand als Papst Gregor VII“. Das Buch war eine damals ganz neue und unerwartete Erscheinung und erregte daher auch nicht geringes Aufsehen. Zum erstenmale war hier die Geschichte dieses Papstes und sein Versuch, die ganze Christenheit in einen grossen Lehenstaat umzugestalten, dessen Haupt der Papst, dessen Vasallen Kaiser und Könige wären, in durchaus billigendem Sinne dargestellt und von dem Standpunkte aus, den Gregor selbst als Reformator der Kirche und des christlichen Gemeinwesens eingenommen hatte. Voigt selbst hat nachher erklärt, dass es theils Luden's Vorträge in Jena,



theils Joh. Müller's Reisen der Päpste gewesen seien, welche ihn diesen Standpunkt zu wählen bestimmt hätten. Noch 25 Jahre später hatte dieses Buch die seltsame Folge, dass ein französischer Prälat, der Bischof von La Rochelle, der es in der französischen Uebersetzung gelesen hatte, den Verfasser in einem lateinischen Briefe dringend einlud, er möge doch mit seinen Gesinnungen Ernst machen und wirklich ein Mitglied der katholischen Kirche werden. Er empfing für diese nur aus Unkenntniss deutscher Zustände erklärliche Zumuthung von dem Historiker die Belehrung, dass er in Gregor nur den grossen, in der Durchführung seines Planes unerschütterlich standhaften Mann und Helden der Kirche habe schildern wollen, und dass ihm Sokrates, Cäsar, Muhammed, Luther, Friedrich II., jeder in seiner Art, nicht minder gross und verehrungswürdig erschienen. Für diese Erwiederung liess der König von Preussen dem Historiker durch ein von den drei Ministern unterzeichnetes Schreiben seine besondere Zufriedenheit ausdrücken.

Voigt war nämlich schon 1817 als Professor der Geschichte nach Königsberg berufen worden. Um jeden Zweifel über seine protestantische Gesinnung zu zerstreuen, hatte er unmittelbar vorher „Universalhistorische Ideen über die Nothwendigkeit der Reformation“ geschrieben, welche in dem zum 300jährigen Gedächtniss der Reformation von Keyser herausgegebenen Almanach erschienen. Er gab hier eine, wiewohl nur sehr unvollständige Zusammenstellung jener gegen das Papstthum gerichteten reformatorischen und oppositionellen Aeusserungen und Bestrebungen, welche das spätere Mittelalter in reicher Fülle bietet. In Königsberg schrieb er noch 1818 eine Geschichte des Longobardenbundes, die inzwischen durch spätere deutsche und italienische Leistungen als beseitigt gelten kann. Sobald er aber in Preussen einheimisch geworden war, wandte er seine ganze Thätigkeit bis zum Schlusse seines Lebens der noch

wenig erforschten Geschichte des Landes, welchem er nun angehörte, des alten Ordenslandes Preussen zu. Mit Unterstützung der Regierung bereiste er 1820 zu histor. Zwecken das ganze Land. Dann liess er 1823 und 1824 zwei Vorarbeiten erscheinen, zuerst nämlich eine Geschichte der Eidechsen-gesellschaft in Preussen, d. h. eines Rittervereins, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts den Abfall Westpreussens von dem deutschen Orden an Polen bewirkte. Bedeutender und anziehender war seine Geschichte Marienburgs. Voigt zeigte, zum Theil aus bisher unbekanntem Urkunden, was diese Ordensburg, die zugleich fürstliche Residenz, Festung und Gotteshaus war, geleistet habe, als das festeste Bollwerk des Ordens gegen auswärtige Feinde, als Kriegsschule für den ganzen deutschen Orden, als Sitz der Landesregierung, als eines der prachtvollsten Bauwerke des späten Mittelalters. Das Buch wurde freilich schon zum grossen Theil eine Anticipation seines Hauptwerkes; diess war die „Geschichte Preussens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens“, 9 Bände, 1827—39.

Unstreitig haben wir hier eines der bedeutenden neueren Geschichtswerke, welches wahrscheinlich durch kein anderes ersetzt oder verdrängt werden wird. Schon der Umfang bei einem verhältnissmässig doch sehr beschränkten Stoffe verstattete dem Verfasser eine sonst nicht leicht zu erreichende Vollständigkeit und erschöpfende Gründlichkeit. Denn es handelt sich hier nicht etwa um die Geschichte des die heutige preussische Monarchie bildenden Ländercomplexes, sondern nur um die drei Jahrhunderte der historischen Existenz eines kleinen Landes, welches ausserhalb der natürlichen deutschen Grenzen im östlichen Tieflande gelegen, geographisch eigentlich mehr nach dem jetzigen Russland als nach Deutschland gravitirt. Es ist die Geschichte der Unterwerfung und Beherrschung eines Lettischen Volks-

stammes durch einen deutschen geistlichen Ritterorden, eine Geschichte, höchst anziehend und merkwürdig, von der man, wenn Voigt's Werk mit den älteren Darstellungen von Baczko und Kotzebue verglichen wird, fast sagen darf, Voigt habe sie erst, besonders in den Urkunden, entdeckt und an's Licht gezogen. Wir sehen hier eine nicht zahlreiche religiöse Körperschaft im ungleichen Kampfe gegen das seit seiner Vereinigung mit Litthauen doppelt übermächtige Polen sich doch lange behaupten, endlich, vom deutschen Reiche völlig verlassen, unterliegen, bis zuletzt unter Albrecht von Brandenburg 1525 die Katastrophe und der nicht unverschuldete Untergang des Ordens in Preussen erfolgte. Ein grossartiges und erschütterndes, an Wechselfällen und wunderbaren Verschlingungen reiches Drama, dem indess bei allem Talente des Geschichtschreibers durch neun starke Bände zu folgen nicht leicht ist. Desshalb hat Voigt selbst 1841 ein mehr zur übersichtlichen Belehrung geeignetes kürzeres Werk, einen dreibändigen gut geschriebenen Auszug aus dem grossen Werke verfasst. Als ein ergänzender Anhang zu seinem Werke kann seine letzte ganz kurz vor seinem Tode erschienene Schrift gelten: Die Erwerbung der Neumark 1402 — 1457, nach archivalischen Quellen.

Ein Werk, welches die deutsche Geschichte in einem sehr kritischen Zeitraume näher berührt, ist Voigt's 1852 erschienene Geschichte des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach. Es ist ein erwünschter Beitrag zur Kenntniss der deutschen Zustände von 1546 bis 1557, aber man muss sich doch über die Wahl eines so kläglichen Helden wundern, der im Grunde nur ein gemeiner Condottiere und als solcher eine Geissel der deutschen Nation war, in dessen Leben kein höherer Gedanke, kein Princip, nur niedrige Leidenschaft als Triebfeder der Handlungen erscheint. Voigt fühlte diess, und entschuldigt in der Vorrede seine Wahl nur damit, dass die Gegner Albrechts

eben auch nicht viel besser gewesen seien. Eine „Geschichte des Tugendbundes“ (1850), welche Voigt mit den von ehemaligen Mitgliedern oder deren Erben ihm gelieferten Materialien schrieb, liefert das Ergebniss, dass diese geheime politische Gesellschaft, die der König selbst genehmigt hatte, schon 1809 nach nur einjährigem Bestehen von ihm, weil sie bereits der Regierung lästig geworden, wieder aufgelöst wurde. Das einzig historisch Interessante ist hierbei die Wahrnehmung, wie leicht es doch ist, mit Vorspiegelung von geheimen Gesellschaften und ihrem weitgreifenden Einflusse die Deutschen zum Besten zu haben, denn bekanntlich wussten deutsche Journale und Bücher noch mehrere Jahre nachher gar Vieles und Seltsames von dem geheimnissvollen Bestehen und Wirken dieses längst spurlos erloschenen und nie zu einiger Bedeutung gelangten Tugendbundes zu berichten.

Voigt war kein Historiker ersten Ranges. Dazu gehört eine Genialität in der Erfassung der Charaktere und Ereignisse, eine psychologische Divinationsgabe, wie sie in seinen Schriften nirgends zu Tage tritt. Aber er besass einige werthvolle Eigenschaften eines guten Historikers, vor allen die geschichtliche Objektivität und den unbefangenen Gerechtigkeitssinn, der sich in die Zustände sowohl als in den Ideenkreis vergangener Zeiten und früherer Generationen zu versetzen und danach die handelnden Personen zu beurtheilen vermag. Vorzüglich aber ist er preiswürdig und musterhaft in der Benützung und Verwerthung der Schätze, welche das reiche ihm zur Verwaltung anvertraute Königsberger Archiv ihm darbot. Denn zu den bisher geschilderten Werken kommt auch noch sein grosses Urkundenwerk, der *Codex diplomaticus Prussiae* in sechs Bänden. Und wie man ehemals den römischen Imperatoren zurief: *Felicio Augusto melior Trajano*, so möchte ich den Vorständen unsrer grossen deutschen Urkundenschätze, namentlich auch

dem künftigen Vorstand unseres Reichsarchivs als Devise empfehlen: productiv wie Voigt, kritisch gewissenhaft wie Böhmer.

---

Diesen Mann, dessen persönlichen Umgang und vieljährige Freundschaft ich zu den Sonnenblicken in meinem Leben rechne, hat Deutschland und unsre Akademie, deren Mitglied er schon seit 21 Jahren war, erst vor wenigen Wochen, am 22. October, verloren.

Es giebt nicht leicht eine deutsche Stadt, die mehr geeignet wäre, Sinn und Neigung für Geschichte, besonders vaterländische Geschichte bei ihren Bewohnern zu wecken und zu nähren, als Frankfurt, die Stadt der Kaiserkrönung, mit ihrem Römer und ihrem Dom. Zwei unsrer tüchtigsten Geschichtsforscher im vorigen Jahrhundert waren Frankfurter, — Olenschlager und Senkenberg. In diesem Jahrhunderte kann ich die Namen Fichard, Savigny, Kirchner, Thomas, zeitweilig Schlosser und Aschbach, ja selbst Frankfurt's grössten Sohn nennen. Denn ist Göthe's Götz von Berlichingen nicht ein aus ächter historischer Anschauung, freilich mehr aus dichterischer Divination als aus sorgfältigem Quellenstudium hervorgegangenes Kunstwerk? Auch der Mann, der in unseren Tagen der gründlichste Kenner der deutschen Geschichte gewesen, ist ein Sohn Frankfurt's, wenngleich von rheinpfälzischer Herkunft, und wahrlich die Stadt darf stolz auf diesen Sohn sein. Johann Friedrich Böhmer wurde dort im Jahre 1795 geboren. Sein Vater, Director der reichsstädtischen Kanzlei, gab dem Knaben eine strenge, aber wissenschaftlich gründliche Erziehung. Er hat später erzählt, dass seine jugendliche Neigung, sich poetischen Bestrebungen hinzugeben, von dem ernstesten Vater niedergehalten worden sei, der ihn dafür bei den trockenen, aber dem Geiste die rechte Zucht und Gymnastik verleihenden Studien

festhielt. Nach vierjährigem Studium der Rechte in Heidelberg und Göttingen erlangte Böhmer 1817 an letzterer Hochschule die juristische Doctorwürde. Gewiss verdankte er diesem gründlichen und lange fortgesetzten Studium der Jurisprudenz auch als Historiker viel. Dennoch blickte er später nicht gerade mit Befriedigung auf diese Zeit und dieses Studium zurück. Er beklagte im Jahre 1849 die Geistesabstumpfung, welche das Studium von Justinians verworrenen Compilationen für so zahllose Studierende bis heute mit sich führe.<sup>1)</sup> In den Pandektenvorlesungen habe er Materialismus schmecken müssen; und die fälschlich sogenannte historische Juristen-Schule habe — wahrhaft byzantinisch — den allerunpraktischsten Klaubereien sich zugewandt, ohne im mindesten die Bedürfnisse der Gegenwart zu beachten, geschweige denn ihnen veredelnde Leitung zu gewähren. Er scheint sogar damals eine Anwendung von Reue empfunden zu haben, dass er nicht lieber statt des juristischen einen theologischen Cursus in seiner Jugend durchgemacht hatte, denn er fügte bei: In welch' anderen Laufbahnen haben sich nicht Theologen, gestützt auf eine bildendere Grundlage, ausgezeichnet, als Juristen!

Ich möchte hier doch Böhmer und das Studium des römischen Rechts gegen ihn selber in Schutz nehmen. Ich meine, die eigenen Schriften Böhmer's liefern den Beweis, dass das römische Recht mit seiner scharfen Analyse der Begriffe und seiner streng logisch fortschreitenden Consequenz eine treffliche Gymnastik des Geistes sei. Gerade in den schriftstellerischen Vorzügen Böhmer's, der Klarheit und prägnanten Kürze des Ausdrucks, der Präcision und Abrundung des Gedankens lässt sich, meine ich, der Einfluss seiner juristischen Bildung erkennen. Von den drei Männern, deren ich heute zu gedenken habe, sind zwei, Böttiger und

---

(1) Reg. Imp. 1198—1254. p. IX.

Voigt, aus der theologischen Bildung zur Geschichte gekommen, einer, Böhmer, aus der juristischen. Wollten wir die Frage, welche Vorschule für den Historiker die bessere sei, die theologische oder die juristische, bloss nach diesen drei Männern entscheiden, so müssten wir wohl der juristischen den Vorzug zu geben haben. Doch wäre das nicht billig.

Böhmer brachte das folgende Jahr (1818) in Rom zu. Nach seiner Rückkehr ward er 1822 Bibliothekergehülfe und Mitadministrator des Städel'schen Kunstinstituts. Damals wurde die Berührung mit zwei Männern entscheidend für seine ganze künftige Lebensrichtung. Diese Männer waren Pertz, mit dem er ein enges Freundschaftsband knüpfte, und der Freiherr vom Stein. Eben war die Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde begründet, waren die Vorarbeiten für das Nationalwerk der Monumenta im Gange; Stein, die Seele dieser Unternehmung, hatte den Werth eines jungen, unabhängigen, begabten und opferwilligen Mannes wie Böhmer bald erkannt. Den „guten, fleissigen, treuen Dr. Böhmer“ nennt er ihn in einem Briefe vom 25. September 1830 an Pertz.<sup>2)</sup> Er ahnte, welch' ein Schatz dieser Fleiss und diese Treue für die deutsche Geschichtskunde werden sollten. Böhmer war unterdess 1823 Sekretär der Gesellschaft für deutsche Geschichte geworden. Das Stadtarchiv, welches ihm 1825 übergeben worden, giebt er wieder auf, um sich frei und mit ungetheilten Kräften der Erforschung, Sammlung, Bereitlegung der vaterländischen Geschichtsquellen widmen zu können. Nur Stadtbibliothekar blieb er bis kurz vor seinem Tode, und man weiss, wie vortrefflich diese Bibliothek durch ihn geordnet worden, und welch seltenen Grad von Vollständigkeit im Fache der deutschen Geschichte er ihr bei beschränkten Geldmitteln zu geben gewusst hat. Er machte nun jährlich, theils in

---

(2) Stein's Leben von Pertz VI, 988.

Gesellschaft von Pertz, theils allein, gelehrte Reisen in Deutschland, nach Frankreich, Italien, den Niederlanden, um die Bibliotheken und Archive im Interesse der deutschen Geschichte zu durchforschen. Im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, und eines kräftigen, gesunden, anstrengender Geistesarbeit fähigen Körpers, dabei höchst anspruchslos und in einem seltenen Grade frei von schriftstellerischer Eitelkeit, unterzog er sich jenen mühsamen und umfassenden Arbeiten, durch welche er eine feste Grundlage für die deutsche Geschichte des Mittelalters geschaffen, und alle deutschen Geschichtsforscher bis in eine ferne Zukunft sich zum Danke verpflichtet hat. In der Vorrede zu seinem ersten Regestenwerke hat er selbst noch die Aeusserung des Historikers Hahn erwähnt: die Beantwortung der Frage: ob eine Urkunde gedruckt ist oder nicht, gehört mehr in das Bereich göttlicher Allwissenheit als menschlicher Kenntniss. Das Verdienst dieser Leistungen wird daher durchaus nicht geschmälert durch die Thatsache, dass nach diesen Regesten noch eine reiche Nachlese von Urkunden übrig geblieben ist. Es war für den bayerischen Historiker von Lang verhältnissmässig leicht, gegen Böhmer 1833 mit einem Beiträge und Ergänzungen enthaltenden Sendschreiben hervorzutreten. Dieser hatte unterdess die Urkunden der Karolinger in der gleichen Regestenform bearbeitet, diessmal aber seinem Werke dadurch erhöhten Werth verliehen, dass er die auf die Regenten bezüglichen Zeit- und Ortsangaben der Annalen zwischen den Urkundenauszügen eingereiht hatte. Bald folgte 1836 sein treffliches Frankfurter Urkundenbuch, bis 1400 reichend, ein Musterwerk in seiner Art. Im Jahre 1839 erschienen die Regesten Ludwig's des Bayern und seiner Zeit, natürlich auch von hoher Wichtigkeit für die Specialgeschichte Bayern's.

Eine der werthvollsten Gaben, die wir Böhmer's unermüdlichem Fleisse verdanken, sind die drei Bände seiner



Fontes, Geschichtsquellen Deutschlands. Möchten es nur neun sein, statt der drei! Bekanntlich sind die älteren Sammlungen der deutschen Chronisten und Geschichtschreiber grossentheils unbrauchbar, und Böhmer sagt mit Recht in der Vorrede zum dritten Bande seiner Fontes: Durch Pertz und seine Schule sei eine so grosse Umwandlung in der Beurtheilung und Behandlung unsrer Geschichtsquellen erfolgt, dass es jetzt schwer falle, sich rückwärts in das Dunkel zu versetzen, welches vor 30 (jetzt vor 40) Jahren über ihnen und der Art ruhte, wie sie zu behandeln waren. Böhmer fand, dass neben dem grossen, Vielen nicht zugänglichen, sehr langsam fortschreitenden und von Vollständigkeit noch so weit entfernten Nationalwerke der Pertz'schen Monumenta eine compacte Handausgabe der Scriptoren, der hauptsächlichsten und der zerstreutesten, allen Forschern erwünscht, ja nothwendig, und dass eine solche Ausgabe ein unentbehrliches Beiwerk zu seinen Kaiserregesten sei. Er war zudem im Besitze kostbarer Inedita, die er in dieser Weise gemeinnützig zu machen wünschte; und endlich wollte er auch Quellen eines engeren Kreises, für welchen er eine besondere Vorliebe hegte, nämlich seiner rheinischen Heimath und „des süddeutschen Kernlandes Bayern“ (diess sind seine Worte) mit den allgemeineren Quellen verbinden. Wie reich und sorgfältig er seine Sammlung ausgestattet hat, namentlich auch durch die gründlichen, Werth und Eigenthümlichkeit jeder von ihm gegebenen Quelle würdigenden Vorreden, wissen die Kenner. Dass er einen vierten Band der Fontes fertig liegen habe, und dass in diesem auch ein wichtiger deutscher Chronist des 14. Jahrhunderts, Truchsess von Diessenhofen, zum erstenmal erscheinen sollte, weiss ich von ihm selbst.

Böhmer's Hauptwerk wurde die neue Bearbeitung der Kaiserregesten von 1198 bis 1313 in zwei Quartbänden 1844—1849; schon in den Einleitungen ist eine Fülle histo-

rischer Quellenforschung niedergelegt. Es war der Band der Regesten von 1198 bis 1254, also der die Zeit Friedrich's II. enthaltende, welchem die Göttinger Societät der Wissenschaften im Jahre 1856 den Wedekind'schen Preis von 500 Thalern Gold zuerkannte. Der Stifter hatte nämlich die Gesellschaft ermächtigt, diesen Preis alle zehn Jahre dem besten in diesem Zeitraume erschienenen Werke über deutsche Geschichte zu ertheilen, so dass entweder ein Verfasser um den Preis sich förmlich durch Einsendung seines Werkes bewerbe, oder die Societät selbst das Werk, das unter den im letzten Decennium erschienenen ihr als das würdigste gelte, auswähle. Das letztere fand damals statt, und ein gleichzeitig aus Göttingen geschriebener Brief in der Allgemeinen Zeitung bemerkte: es sei geschehen, obgleich entschiedene Gegensätze der Richtung, der Auffassung der Geschichte zwischen einzelnen hervorragenden Göttinger Mitgliedern der Societät und dem Verfasser der Kaiserregesten beständen. Die Preiszuerkennung sei in der That für die Societät ehrend, eben so sehr wie für den, der den Preis erhalten.<sup>3)</sup>

Es ist hier ein Punkt berührt, der Böhmer manche Angriffe und Vorwürfe zugezogen hat. Man hat es ihm vielfach verargt, dass er in der Geschichte der Staufer und der grossen Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum sich mehr auf die Seite des letzteren geneigt, dass er besonders Friedrich II., den grössten Feind des Papstthumes, allzu scharf und ungünstig beurtheilt habe. Am Rhein erschien vor einigen Jahren eine eigne Schrift gegen Böhmer, ich glaube von einem israelitischen Literaten, Runkel, welche der Ausführung dieses Vorwurfs gewidmet war. So mögen denn ein paar Worte über Böhmer's historischen Standpunkt hier vergönnt sein. Böhmer war der reinste Patriot, die

---

(3) Allg. Zeit. v. 21. März 1856. Beilage.

deutscheste Seele, die mir je vorgekommen; ich glaube, er hat auf jeden, der ihn näher kannte, den Eindruck gemacht, dass sein ganzes Wesen und Streben aufgehe in dem Gedanken an das deutsche Gesamtvaterland, in dem Wirken für dessen Ehre und Gedeihen. Das kleine städtische Gemeinwesen, dem er zunächst angehörte, konnte einen Geist, wie der seinige war, nicht befriedigen, nicht absorbieren. Dass „die Frankfurter edlen Geschlechter und achtbaren Bürger bis zuletzt treu an Kaiser und Reich gehalten“, das war es, was er ihnen in der Widmung seines Urkundenbuches nachrühmte. Auch jede dynastische Anhänglichkeit, jeder Partikularismus war ihm fremd. Er kannte und liebte eben nur das ganze Deutschland. Blieb er ja doch zeit lebens unvermählt, um frei von Familienbanden und Sorgen mit ungetheilter Kraft seinem Volke dienen zu können. „Was mich zu diesen Studien veranlasst hat, schrieb er im Jahre 1844, war die Ueberzeugung von dem unberechenbaren Werthe, welchen gerade dormalen für die deutsche Nation die richtige Kenntniss ihrer Geschichte haben könnte“. Er habe, sagt er fünf Jahre später, für sich den Beruf gefunden, das vaterländische Bewusstsein überhaupt und für alle Fälle zu stärken, so weit er es vermöge, namentlich durch geschichtliche Studien. <sup>4)</sup>

Jene Ansicht der deutschen Geschichte, welche jetzt von einer Schule oder Partei im Interesse der Unterordnung Deutschlands unter Preussen und der Hinausdrängung Oesterreichs verbreitet wird, wies Böhmer mit Unwillen als eine Schändung der deutschen Ehre, einen Frevel an Deutschlands Macht und Wohlfahrt zurück. Die herrlichste Erwerbung der Deutschen nannte er die Kaiserkrone, wenn sie auch, setzt er bei, ein bitteres Gift enthielt. „Welche Blüthe, sagt er, welcher Glanz würde unsrer Geschichte entzogen

---

(4) Regesten von 1198—1254, p. LXVI<sup>b</sup>.

mit der Idee des Kaiserthumes!“ — Deutschlands Bezüge zu Italien sind immer reich und auch befruchtend gewesen, ja auch heute noch, meine ich, dass beide Länder vorzugsweise zu nützlichen Wechselverhältnissen berufen seien. So äusserte er auch einmal gegen mich: „Gerade dieses lange Zusammengehen der beiden Hauptvölker, des urgermanischen und des urromanischen Volkes, der Deutschen und der Italiäner, die enge Verwebung ihrer beiderseitigen Geschichte, habe erst Leben und grossartiges Interesse in die Geschichte des Mittelalters gebracht. Er habe einmal die Geschichte Dänemarks näher kennen zu lernen versucht; aber sie sei ihm in ihrer skandinavischen Abgeschlossenheit, verglichen mit dem anziehenden Reichthum der deutschen, doch allzu langweilig und interesselos vorgekommen“. (Diess ist freilich im Jahre 1841 geschrieben.)

Ueberzeugt, dass die Nationen darauf angewiesen sind, von ihrer Vergangenheit zu leben, die die Bäume von ihrer Wurzel, legte Böhmer stets den geschichtlichen Maassstab an die Ereignisse der neueren Zeit und der Gegenwart an. Da wo er einen förmlichen Bruch mit der Vergangenheit, mit den rechtlich begründeten Verfassungszuständen der deutschen Nation erkannte, da war sein Urtheil strenge und verwerfend. Die Antwort auf die Frage: wer den Untergang des deutschen Reiches und der letzten verfassungsmässigen Reste deutscher Einheit verschuldet habe, lautet bei ihm etwas anders als bei neueren und neuesten Historikern. „Der Untergang unseres Kaiserreiches, sagte er, knüpft sich zuletzt an den 1795 von Preussen mit der französischen Republik geschlossenen Separatfrieden, welcher zugleich das ganze nördliche Deutschland aus dem Kampfe gegen den Reichsfeind zurückzog und demselben in den geheimen Bedingungen das linke Rheinufer gegen das Versprechen der Vergrösserung Preussens auf Kosten seiner deutschen Mitstände preisgab. Der rheinische Bund war nur Folge und

Nachahmung jenes Separatfriedens, hatte aber vor demselben die Entschuldigung voraus, dass die Selbsterhaltung zu seinem Abschluss gedrängt hatte.“ Nun folgt eine Aeusserung, von der man glauben sollte, sie sei nicht im Jahre 1849, sondern gestern geschrieben:

„Wenn Preussen mit Hülfe einer unitarischen Partei, die aber bei uns keine Wurzeln hat, wie 1795 das Reich, so nun den Bund zu sprengen, und Oestreich aus Deutschland hinauszudrängen suchen sollte, so wären für die südwestlichen Stämme und Staaten zunächst die Nöthigungen erneut, welche einst den rheinischen Bund erzeugten; aber unter viel günstigeren Umständen, weil man sich nicht auf das Ausland zu stützen brauchte, wohl aber auf Oestreich, als auf einen redlichen Freund rechnen könnte. Alles was den Bestand und die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft durch Jahrhunderte begünstigt hat, — und mehr noch — stünde diesem Bunde zur Seite, wenn man verständig, manhaft und einig zu sein vermöchte.“

Den Gang und das Verfahren jenes deutschen Parlaments des Jahres 1848, in dessen Hand für einige Zeit das Geschick Deutschlands gelegt war, jener in ihrer Art einzigen Versammlung, in der 118 Professoren sassen und das grosse Wort führten, hat Böhmer mit gespanntem Interesse in unmittelbarer Nähe Tag für Tag verfolgt, und sein Urtheil darüber mit dem Griffel des Tacitus in kurzen, energischen, wie glühende Kohlen brennenden Worten, wahr und gerecht, in seinem Regestenwerke verzeichnet.<sup>5)</sup> Ich kann mir nicht versagen, den Schluss über den letzten Akt jenes unheilvollen Trauerspiels anzuführen: „Ehrwürdige Nationalerinnerungen wurden nun durch das verächtliche Zerrbild einer sogenannten Kaiserwahl entwürdigt. Schmachvoll war der Pact, welcher ihr vorausgieng, frevelhaft die vollmacht-

---

(5) Regesten, Einl. p. LXVI<sup>b</sup>  
[1863. II. 4.]

lose Anmassung, welche sich ihrer unterfieng, verdient der Fall, der auf den Hochmuth folgte.“

Man würde übrigens sehr irren, wenn man Böhmer bei seiner Vorliebe für die Geschichte des Mittelalters auch für einen einseitigen Bewunderer mittelalterlicher Zustände hielte. Er wusste es wohl und er sprach es aus, dass der Verfall der deutschen Reichskraft und Einheit schon früh begonnen habe. Das Reich, sagte er, sei eigentlich schon an dem Kampfe zwischen dem Luxemburgischen und dem Habsburgischen Hause zu Grunde gegangen.

Böhmer hat es nicht verhehlt, dass er in den grossen Kämpfen der Kaiser des Staufischen Hauses mit den Päpsten die Sache der letzteren meistens für die bessere hielt. Aber er war weit entfernt, alle Uebergriffe und Zumuthungen des päpstlichen Stuhles bezüglich Deutschlands, besonders in der nachstaufigen Zeit, zu billigen, und er tadelte es mitunter in seinen Regesten, dass sie nicht nachdrücklicher zurückgewiesen wurden.

Im Ganzen war seine Denkweise der alten Kirche, ihren Institutionen und Lehren günstig. In der schweren Krankheit, an deren Folgen er starb, äusserte er: er habe die katholische Kirche immer als eine Mutter betrachtet, der wir das beste, was wir besitzen, verdanken; an den grossen Männern der Kirche habe er sich gehoben. Gleich allen deutschen Patrioten, die sich den christlichen Glauben bewahrt haben, wünschte er sehnlich, hoffte er auch, dass die religiöse Spaltung der Nation geheilt werden, dass es zu einer Wiedervereinigung kommen möge. Aber er setzte freilich eine Bedingung, welche die Sache in unbestimmte Ferne hinausrückt; er meinte nämlich, sie würde erst dann eintreten, wenn die Kirche wieder auf der Höhe des geistigen Bewusstseins der Zeit stehen, wenn sie wieder eine wahrhaft geistige Macht geworden sein werde. Und er beklagte es häufig, dass in diesem Sinne viel zu wenig geschehe.

Im Jahre 1854 erschienen Böhmer's Wittelsbachische Regesten von 1180 bis 1340, eine der wichtigsten und dankenswerthesten Bereicherungen der bayerischen und mittelbar auch der deutschen Geschichte. „Mein persönlicher Beruf, sagt er in der Vorrede, mich mit bayerischer Geschichte zu beschäftigen, lag auch darin, dass ich, der Rheinpfalz entstammend und dorten angesessen, dem Königreich Bayern näher angehöre, und dass bei öfter wiederholtem Besuche der Hauptstadt Land und Leute mir werth geworden sind.“ In der That besass er das bayerische Indigenat. Und seine Neigung zu Bayern, zu München, gieng noch weiter, als er es hier gesagt hat. Er dachte nämlich eine Zeit lang (um die Jahre 1851—52) ernstlich daran, seine Stellung in Frankfurt aufzugeben und ganz nach München überzusiedeln. Was ihn abhielt, diesen Plan, den er oft mit mir besprach, auszuführen, das war einmal die Besorgniss, dass ihm in München ein so unbeschränkter Gebrauch einer öffentlichen Bibliothek, wie er denselben in Frankfurt hatte und zu seinen Arbeiten bedurfte, nicht gestattet werden würde, und dann die Kunde, dass die Einleitung zu seinen Wittelsbachischen Regesten in München und zwar gerade in den Kreisen, auf welche er sich wissenschaftlich und literärisch speciell angewiesen gefunden hätte, böses Blut gemacht habe, dass man sich hier über manche seiner Aeusserungen sehr verletzt zeige. Wahr ist es, er hat in jener Einleitung ein scharfes Gericht gehalten über die Begehungs- und Unterlassungssünden der „Bajuvarier“, wie er halb im Scherz, halb im Unwillen die Personen nannte, welche sich in München mit der Bearbeitung des einheimischen Geschichtsmaterials beschäftigten. Diese Bajuvarier sind nun alle todt, Böhmer selbst ist ihnen in's Jenseits gefolgt, und wir mögen es jetzt wohl sagen, dass die Kritik, welche er über die Publicationen des Reichsarchivs, die Monumenta Boica, die Regesta Boica, überhaupt über die wissenschaftliche Thätig-

keit oder vielmehr Nichtthätigkeit an diesem Archive ergehen liess, manches Wahre und Beherzigenswerthe enthält. Unbillig ist eigentlich sein Urtheil nur bezüglich der grossen zwanzigjährigen Arbeit Schmeller's, des Katalogs der lateinischen Handschriften der Staatsbibliothek, einer Leistung, deren hoher Verdienstlichkeit gerade von einem Manne wie Böhmer freundlichere Anerkennung hätte zu Theil werden sollen. Uebrigens waren seine Rügen, wie scharf sie ausgefallen, doch nur vulnera amantis, denn gerade weil er Land und Leute so lieb hatte, empfand er es schmerzlich, dass Bayern's historische Schätze so wenig im Lande verwerthet, so fehlerhaft behandelt würden, und die Ehre Bayern's im übrigen Deutschland darunter leide. Wie gerne er einem bayerischen Geschichtswerke, wenn es nur von gründlicher und genauer Forschung Zeugnis gab, selbst bei sonstigen grossen Gebrechen Lob spendete, zeigt sein fast zu günstiges Urtheil über Buchner's bayerische Geschichte.

In jener Einleitung hat Böhmer noch zuletzt drei Wünsche an das Reichsarchiv gerichtet: 1) eine Geschichte und Beschreibung des Reichsarchivs als unentbehrlichen Führer für den Forscher. 2) einen räsonnirenden Katalog über die sämtlichen Handschriften in Bänden, welche das Archiv besitzt. 3) eine Ergänzung und Berichtigung der Regesta Boica bis 1300 oder 1348. Jeder Fachgelehrte wird wohl diesen Wünschen beistimmen, und nur noch den Wunsch anschliessen oder vielmehr voranschicken, dass dieser unsrer historischen Schatzkammer bald ein Vorstand gegeben werden möge, welcher die Kraft, den Muth und den festen Willen in sich trägt, solche Aufgaben zu lösen.

Wenige Gelehrte haben wohl in so hohem Grade, wie Böhmer, den Eindruck eines völlig reinen, von jeder Selbstsucht, jeder Nebenabsicht freien Strebens gemacht. Ich glaube, dass jeder, der in nähere Berührung mit ihm gekommen, dies bezeugen wird. Er war freilich sehr günstig



von Haus aus gestellt: Aemter, Ehrenstellen, Auszeichnungen, Gelderwerb, das Alles konnte für ihn, den völlig freien, unabhängigen Mann und Bürger einer Freistadt nichts Verlockendes haben. Er hatte auch weder Kinder noch Vettern zu versorgen. Er wollte einfach nur seiner Nation, Deutschland nach bestem Wissen und Gewissen dienen. Von der Hoheit und schrankenlosen Freiheit der Wissenschaft, hinter welchem Abstractum sich gewisse weit minder wohlklingende Concreta zu verbergen pflegen, hat er nie geredet. Aber wie freute er sich, wenn ein gutes, gründliches und tendenzloses Buch über deutsche Geschichte erschienen war. Mit welcher herzlichen, neidlosen Anerkennung sprach er dann mit jedem über den Verfasser und dessen Leistung.

Wie er den ihm zuerkannten Wedekind'schen Preis nicht annahm, sondern zur Unterstützung wissenschaftlicher, die deutsche Geschichte fördernder Unternehmungen bestimmte, so erschien auch manches andere Werk in Folge seiner finanziellen Beihilfe, so Remling's Speyerisches Urkundenbuch. Er selber zahlte dem Verleger für jeden Band seiner Fontes 500 fl. und eben so grossmüthig benahm er sich bei der Herausgabe seiner Kaiserregesten.

Mögen die Männer, denen Böhmer den ehrenvollen Auftrag, seinen reichen und kostbaren Nachlass herauszugeben, ertheilt hat, Deutschland nicht allzu lange warten lassen.

---